

REZENSION

Caris-Petra Heidel: Jüdische Medizin – Jüdisches in der Medizin – Medizin der Juden?

Caris-Petra Heidel: Jüdische Medizin – Jüdisches in der Medizin – Medizin der Juden? (= Medizin und Judentum, Bd. 10), Frankfurt am Main: Mabuse-Verlag 2011, 314 S., ISBN: 9783940529855, EUR 40,-

Besprochen von Eberhard Wolff.

Was ist jüdisch? Allein schon die Frage, *wer* jüdisch ist, ist bei einer differenzierten Betrachtung kaum noch einfach oder eindeutig zu beantworten. Und während es bei der Definition von Menschen als jüdisch oder nichtjüdisch noch das etwas sicherere Rückzugsfeld der Halacha gibt, stößt man bei der Bezeichnung von Sachen als jüdisch oder nichtjüdisch schnell an die Grenze einfacher Definierbarkeit. Kein Wunder, dass Caris-Petra Heidel den von ihr herausgegebenen Sammelband mit der Rahmenfrage nach der jüdischen Medizin im Titel mit mehrfachen Fangnetzen abgesichert hat. Parallel heißt es dort „Jüdische Medizin“, „Jüdisches in der Medizin“ und „Medizin der Juden“ mit einem abschließenden Fragezeichen. Die Herausgeberin tut gut daran, hier große Vorsicht walten zu lassen.

Um den eigenwilligen Band einschätzen zu können, ist es allerdings notwendig, etwas weiter auszuholen. Seit einer beträchtlichen Reihe von Jahren organisiert die Dresdner Medizinhistorikerin Tagungen, die sich mit historischen Aspekten der Medizin im Judentum befassen. Dabei schwingt eine – zentrale – Frage immer mit: Gibt es in der Medizin, die Menschen mit jüdischem Hintergrund betreiben, Eigenschaften, die mit diesem jüdischen Hintergrund kausal verbunden sind? Sicher, die Vorstellung einer „jüdischen Medizin“ ist von einiger antisemitischer Verwertbarkeit. Aber auch darüber hinaus bietet sie einigen methodischen Zündstoff. Ist eine bestimmte medizinische Praxis, wenn sie von einem oder vielen Juden ausgeübt wird, ursächlich mehr oder weniger auf ihr Judesein zurückzuführen? Haben jüdische Ärzte so oder so gehandelt (in einem früheren Band ging es etwa um die Nähe zur Naturheilkunde), weil sie als Juden geboren, erzogen oder sozialisiert waren oder weil sie als Juden handeln wollten? Haben jüdische Ärzte sich überhaupt als Juden verstanden? Mehr noch: Haben sie ihre medizinische Praxis als jüdisch verstanden? Und wenn ja: Wie haben sie ihr Judentum verstanden? Ebenso wie es in der Moderne eine zunehmende Vielfalt von Lesarten des Jüdischen gibt, müsste es genauso viele Varianten ‚jüdischer Medizinen‘ geben. Ohne diese Nachfragen besteht die Gefahr des essentialistischen Schlusses, es gebe ein in sich geschlossenes überzeitliches Judentum und mit ihm eine überzeitliche jüdische Medizin. In der Behauptung direkter Kontinuitäten liegt die Gefahr, eine „Erfindung von Tradition“

zu sein, die im Extremfall dem Interesse dienen soll, das Wunschbild eines ebensolchen Judentums aufrecht zu erhalten.

Die Frage nach der jüdischen Medizin war das Rahmenthema der vorletzten Tagung der genannten Reihe, die im besprochenen Band in ihrer gedruckten Fassung vorliegt. Laut Klappentext geht es darum, medizinische Phänomene auf das Judentum zurückzuführen und „jüdische“ Paradigmen der Medizin zu entdecken. Allerdings schenkt die Mehrheit der gut 25 Beiträge diesem Rahmenthema keine Beachtung und bewegt sich häufig auf deskriptivem Niveau. Es werden Quellen, Institutionen und Personen vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert vorgestellt, die einen Bezug zur Medizin und zum Judentum haben. Vieles des Dargestellten stammt dabei aus dem ehemaligen Osmanischen Reich bzw. der Türkei, was darauf zurückzuführen ist, dass die Tagung in Kooperation mit der Abteilung Ethik und Geschichte der Medizin der Universität Istanbul an eben diesem Ort durchgeführt wurde. So ist der Band auf einer zweiten Ebene zum Teil auch einer zum Thema „Judentum und Medizin im osmanisch/türkischen Raum“.

Nichtsdestotrotz finden sich auf den gut dreihundert Seiten des Bandes auch einige Beiträge (oder besser: Passagen), in denen die titelgebende Frage angesprochen wird. Da ist zunächst das immer wieder bemühte kurze Postulat, die Medizin der Juden zeichne sich durch die Tradition jüdischer Wohltätigkeit, der Zedaka, aus. Oft bleibt es jedoch bei der mehr oder weniger apologetischen Grundannahme eines Judentums, das aus religiöser Tradition sozial-humanitär bzw. ethisch verpflichtet sei, ohne dass diese auf explizite Nachweise auf der einen und Alternativen, soziale oder historische Differenzierungen, Brüche, Widersprüche, auf Differenzen zwischen Norm und Wirklichkeit oder auf äußere Einflussdimensionen auf der anderen Seite hinterfragt wird. Ertragreicher sind die wenigen Teile des Buches, in denen die Annahme nicht postuliert, sondern untersucht wird, und diese legen eine interessante Palette recht unterschiedlicher Antworten auf die Eingangsfrage vor.

Die Herausgeberin selber vertritt die Verteidigung eines direkten Zusammenhangs zwischen jüdischer Tradition und konkreter medizinischer Praxis im 20. Jahrhundert am Beispiel des Berliner Schulzahnarztes Konrad Cohn (1866-1938). Neben der christlichen Sozialethik gebe es eine jüdische, in der soziales Wirken im Unterschied zum Christentum eine rechtliche Verbindlichkeit besäße. Cohn habe in diesem Sinne seine Schulzahnpflege als gesellschaftliche Pflicht verstanden. In den Quellen gebe es zwar keinen expliziten Hinweis auf diesen Hintergrund seines Wirkens, doch dürfte, so Heidel, der Bezug angesichts der von Cohn „immer wieder und nachhaltig vertretenen Auffassung und Forderung nach gesellschaftlicher Gleichheit, Rechtsverbindlichkeit und Rechtsanspruch sowie der Fürsorge als gesellschaftliche Pflicht – nicht zu leugnen sein.“ (S. 209)

Eine entgegengesetzte Position vertritt Gerhard Baader in seinem Beitrag „Sozialmedizin zwischen Zedaka und Sozialreform“. Auch wenn viele Ärzte mit jüdischem Hintergrund im frühen 20. Jahrhundert sozialreformerisch aktiv waren, seien nur bei wenigen von ihnen Bindungen an das Judentum nachweisbar. Und selbst unter diesen habe sich keiner in seinem sozialhygienischen Wirken explizit

auf die Zedaka berufen. Sozialmedizin und nicht Zedaka sei der Orientierungsmaßstab der von ihm untersuchten Sozialmediziner gewesen. (S. 124) Ähnlich plädiert Wolfgang Kirchoff in seinem Artikel über die Freiherr Carl von Rothschild'sche Stiftung Carolinum im Bereich sozialer Zahnmedizin in Frankfurt/M. dafür, diese eher unter wirtschaftsgeschichtlichen denn unter religiösen oder kulturellen Aspekten zu betrachten. (S. 191)

Auch Benjamin A. Marcus entdeckt in seiner Darstellung des Berliner ‚Krankenhausstreits‘ von 1867, einer Zeitschriftendebatte um den religiösen bzw. weltlichen Charakter und die Modernisierung des Berliner Jüdischen Krankenhauses, dass selbst der religiös eher konservative Heimann Wolff Berend seine Medizin zwar als „religiös sanktioniert“, aber nie als „jüdische Medizin“ verstand. (S. 230)

Auch Ingrid Kästner schlägt einen skeptischen Grundton gegenüber einer „jüdischen Medizin“ in ihrem Artikel über den Arzt und Schriftsteller Ernst Weiss (1882-1940) an. Sie bemüht Lion Feuchtwanger mit seiner Aussage, er habe in der Literatur jüdischer Schriftsteller trotz eingehender Suche nie etwas Jüdisches entdecken können. Weiss' jüdische Herkunft war, so Kästner, für die ärztliche Tätigkeit „nur indirekt von Bedeutung, denn es gibt keine ‚jüdische Medizin‘ (wie die Nationalsozialisten zu konstruieren versuchten), wohl aber wurden seine Lebensumstände und sein späteres Schicksal dadurch bestimmt.“ (S. 157) Wie „jüdische Medizin“ von den Nationalsozialisten konstruiert wurde, lässt sich aus Rebecca Schwochs Beitrag über die zu Krankenbehandlern degradierten jüdischen Ärzte herauslesen.

All dies macht deutlich, dass es eher problematisch ist, direkte Verbindungen zwischen medizinischer Praxis und der Herkunft jüdischer Ärzte vor allem im 20. Jahrhundert zu ziehen. Das bedeutet indes nicht, dass es nicht ertragreich sein kann, auf die Suche nach subtileren oder indirekteren Zusammenhängen zu gehen. Einfache Antworten wird es kaum geben. Parallelen zu der von Shulamit Volkov angeregten und letztlich offen gebliebenen Debatte um den Erfolg von Juden in der Wissenschaft sind offensichtlich.

Ein Weg könnte darin bestehen, sich von einem geschlossenen Bild ‚des‘ Judentums in der Moderne zu lösen und zuzugestehen, dass Judentum hier mehr ist als etwas aus den Schriften Abgeleitetes wie im Fall der Zedaka. Gerald Kreft und Ulrich Lilienthal etwa beschreiben in ihrem Beitrag zum Sammelband das individualisierte Verständnis des Judentums bei dem 1933 aus Frankfurt/Main vertriebenen und lange in Istanbul wirkenden jüdischen Arzt Philipp Schwartz (1894-1977), das eng mit dem Begriff des Humanismus verbunden war. Grund genug, wieder einmal an Simone Lässig's Arbeit über das jüdische Bürgertum zu erinnern und ihre Aussage, dass, extrem verkürzt, das jüdische Bürgertum in Deutschland dadurch jüdisch war, dass es noch bürgerlicher als die nichtjüdischen deutschen Bürger war.

Die Herausgeberin des Sammelbandes hat recht, dass der Band eine „noch tiefer greifende Ursachenforschung des ‚Jüdischen‘ in der Medizin“ als vorangegangene Versuche in der Tagungs- und Buchreihe darstellt. Dennoch bleibt es bei

überschaubaren Ansätzen. Das ist akzeptabel, wenn man den Band als das nimmt, was er ist: weniger ein thematisch straffer Tagungsband, sondern eher dem Genre der veröffentlichten Tagungsprotokolle verhaftet, die weniger aus Gründen der inhaltlichen Geschlossenheit und Tiefe denn aus Gründen der Dokumentation veröffentlicht werden. Nimmt man den Band als so etwas, verwundert es auch weniger, dass am Ende anstelle zweier Vorträge ein Handout und eine Literaturliste zum Abdruck kamen.

***Zitiervorschlag** Eberhard Wolff: Rezension zu: Caris-Petra Heidel: Jüdische Medizin – Jüdisches in der Medizin – Medizin der Juden?, in: MEDAON – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung, 6. Jg., 2012, Nr. 10, S. 1-4, online unter http://medaon.de/pdf/MEDAON_10_Wolff.pdf [dd.mm.yyyy].*

***Zum Rezensenten** Wissenschaftlicher Mitarbeiter und Lehrbeauftragter am Medizinhistorischen Institut und Museum an der Universität Zürich.*